

Transparenz als Gebot der Stunde

Pensionskasse Der im Aargau ausgebrochene Wettbewerb darf kein Selbstzweck sein



BALZ BRUDER

Lange Zeit deutete nach aussen wenig darauf hin, dass die Revision des Dekrets über die Aargauische Pensionskasse noch einmal derart hohe Wellen schlagen könnte, wie dies in den vergangenen Tagen der Fall war. Doch die Ruhe war trügerisch: Nach dem politischen Ringen um den Entscheid, die APK nicht nur vollständig auszufinanzieren, sondern auch mit einer komfortablen Wertschwankungsreserve auszustatten und die Eckwerte für die Versicherten in wesentlichen Punkten zu verändern, steht die APK nun plötzlich ziemlich hart im Wind des Wettbewerbs. Und das sorgt für Unruhe, zumal die unter dem Dach der mächtigen APK – 224 Arbeitgebende, knapp 26 000 aktive Versicherte, über 7000 Rentnerinnen und Rentner, 6 Milliarden Vermögen – versicherte Klientel von der Privatkonzurrenz heftig umgarnt und umworben wird. Landauf, landab ist derzeit zu beobachten, dass sich interessierte Gemeinden und Institutionen mit interessierten Vermittlern und diese wiederum mit interessierten Versicherern finden. Wobei die kursierenden Ausstiegsangebote zum Teil zumindest so gut zu sein scheinen, dass die APK auf Ende Jahr möglicherweise mit einigen Abgängen zu rechnen haben wird.

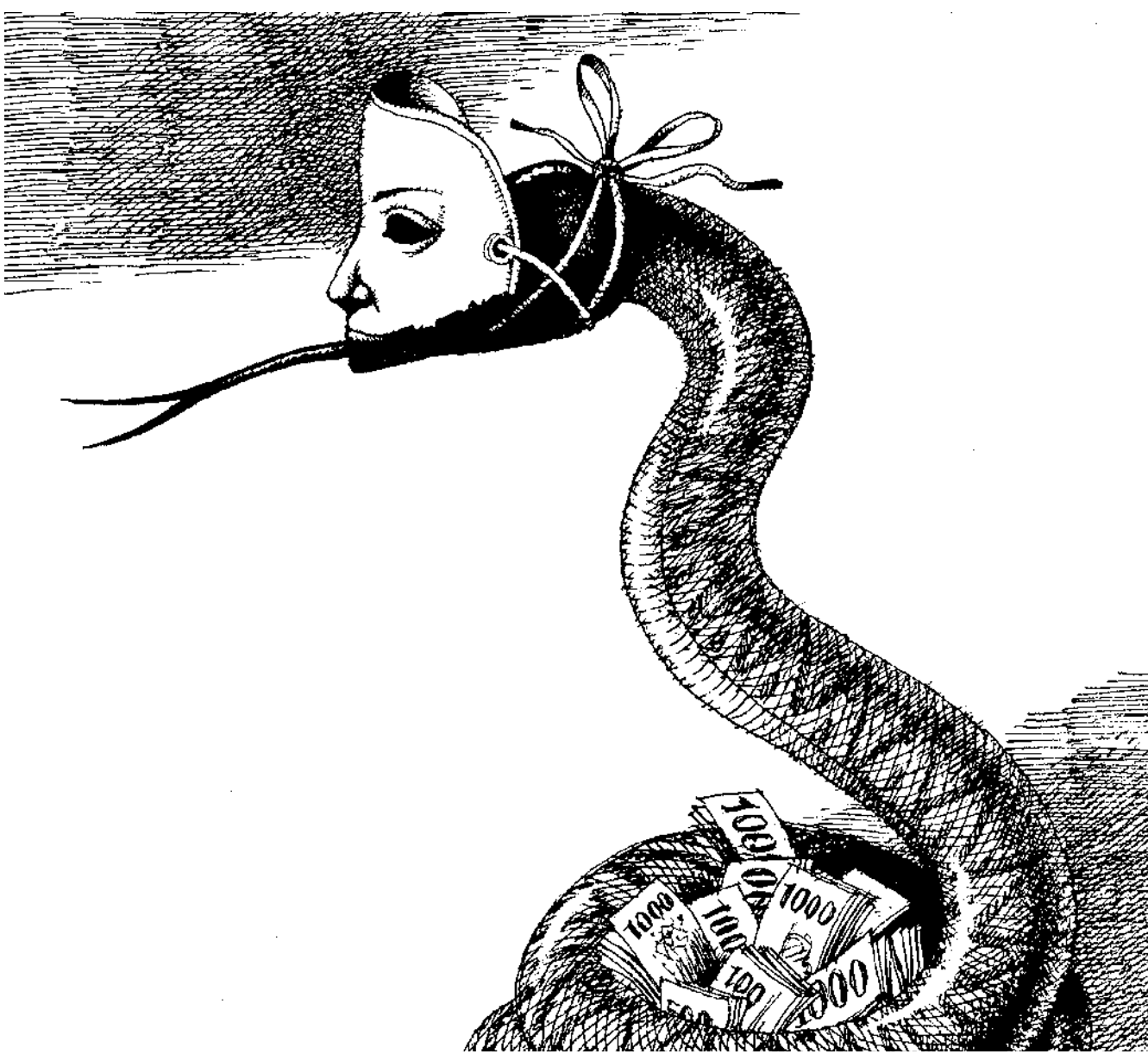
Kein Geheimnis ist dabei, dass die einschlägigen Bemühungen in der Stadt Zofingen, wo der Stadtrat bereits beschlossen hat, sich mit Verweis auf die unterschiedlichen Kosten einer anderen Kasse anzuschliessen, am weitesten gediehen sind. Ein Vorgang, der unter den geschilderten Verhält-

nissen vordergründig spektakulär anmutet, hintergründig aber «Courant normal» ist. Denn es ist doch nichts Aussergewöhnliches, wenn sich ein Arbeitgeber bei derart einschneidenden Veränderungen, wie sie sich bei der APK auf Anfang Jahr einstellen werden, Gedanken darüber macht, ob für ihn selber, aber auch für Versicherte, Rentner – und im Fall der öffentlichen Hand auch für den Steuerzahler – die kurz- und langfristigen Aussichten stimmen.

Das Entscheidende dabei ist: Die Risiken, vor allem jene über die künftigen Renditeversprechen und die Gewährleistung einer bestimmten Verzinsung und eines bestimmten Umwandlungssatzes bei der Altersrente, sind in jedem Fall mit Bedacht abzuwägen – und zwar für Arbeitgebende ebenso wie für Arbeitnehmende. Zudem muss im Offertvergleich in Bezug auf die Kosten, Leistungen und deren Fälligkeit Gleiches mit Gleichem verglichen werden – sonst resultieren am Ende ein heilloses Durcheinander und eine Verunsicherung, die just im sensiblen Bereich der Vorsorge nichts verloren haben darf.

Wenn es zum heutigen Zeitpunkt eines anzumahnen gilt, dann ist es Transparenz. Dies umso mehr, als sich mit der komplexen Vorsorgematerie nicht nur Spezialisten, sondern auch politische Entscheidungsträger befassen können müssen. Denn sie sind es, die sowohl mit Blick auf das auf dem Spiel stehende Kapital als auch in Bezug auf die künftigen Leistungen für die Versicherten Weichen zu stellen haben. Und zwar en connaissance de cause.

balz.bruder@azag.ch



CLAUS KNEZY

Berühmt für – nichts

Gastautorin Über Neid, Gier und «Gesichter, die nichts einbringen»



REGULA STÄMPFLI

Auf meinen Schweiz-Besuchen «geniesse» ich manchmal Begegnungen der etwas zwiespältigen Art. Vorzugsweise in Form von bernischen

Bundesbeamten, die mit ihrem Teilzeitjob locker auf 120 000 Franken pro Jahr – mit Aussicht auf eine schöne Rente – kommen und finden, dass ein Referats-honorar von 800 Franken nun wirklich Wucher sei. Meist sind dies ehemalige Studienkollegen, die sich während ihrer gesamten Laufbahn noch nie beworben oder je einen einzigen Franken selber organisieren mussten. Neben dem Ärgernis, eine wertvolle Stunde fürs Feilschen zu verlieren (während das Gegenüber schon 120 Franken «verdient» hat), kommen dann die zusätzlichen Neid-Projektionen wie: «Deine Fernsehauftritte haben dir wohl die Preise hochgetrieben» dazu.

Nun gibt es als politische Philosophin zwei Möglichkeiten, sich auf dieses Niveau zu begeben. Entweder frau schlägt verbal zurück mit der Gefahr, dass das Gegenüber schon zu analphabetisiert ist, um die feine und schmerzende Ironie überhaupt zu merken. Klüger ists, wenn man sich auf die Suche nach philosophischen Erklärungen macht, weshalb diese Kleingeistigkeit und der Neid mehr und mehr zum gesellschaftlichen Verhaltenskodex mutieren.

Und siehe da: Ich wurde fündig. Der kluge Philosoph Peter Sloterdijk beschreibt in «Zorn und Zeit», welche Konsequenzen eine Gierkultur wie die unsere hat. «Du sollst begehren und geniessen, was auch immer dir durch geniessende Andere als begehrenswertes Gut gezeigt wird.» Dieses erste Gebot der Gierkultur erfordert sofort das zweite: «Du sollst aus deinem Begehren und Geniessen kein Geheimnis machen!» Beide Gebote führen direkt zu Neid und Selbstdarstellung. Zwei Haltungen, die in der jüdisch-christlichen Tradition als Todsünde und im klassischen Altertum als Hybris (Hochmut) entlarvt wurden.

Doch seit Gott tot ist (Friedrich Nietzsche) und sich die Gesellschaft ausschliesslich der Suche nach Glück statt nach Gerechtigkeit und Menschlichkeit verschrieben hat, sind Neid und Selbstdarstellung mittlerweile wichtiger als das tägliche Brot. Das Perfide an solchen Wertevorstellungen ist, dass wir bei jedem Misserfolg uns selber verantwortlich machen. Denn theoretisch leben wir ja in einer liberalen Leistungs- und Kompetenzgesellschaft, praktisch kriegen wir jedoch jeden Tag das Gegenteil davon präsentiert.

Wir kriegen beispielsweise tagtäglich vorgeführt, dass alle Werte, die bis vor wenigen Jahren wenigstens noch ansatzweise galten, völlig in ihrer Umkehrform zelebriert werden. Da «verdient» eine «Berühmtheit für nichts» wie Paris Hilton mehr als alle schweizerischen Nobelpreisträger zusammengenommen. Da trägt eine Miss Schweiz mehr Tantiemen nach Hause als ein von Stimmbürgern für ein öffentliches Amt gewählter Regierungsrat. Da rafft

Wir kriegen tagtäglich vorgeführt, dass Werte, die bis vor kurzem wenigstens noch ansatzweise galten, in ihr Gegenteil pervertiert werden

ein halbbelichteter Moderator mit öffentlich-rechtlichen Steuergeldern mehrere hunderttausend Schweizer Franken, während sich das Lehrpersonal, welches sich die eigene Seele aufreiss, um wenigstens einen Hauch der Bildungsfreude an Kinder, Jugendliche und Erwachsene weiterzugeben, ständig mit fehlenden finanziellen Ressourcen kämpft. Pervers daran ist zudem, dass derselbe Moderator dank öffentlich subventionierter Selbstdarstellungsplattform ausgerechnet zum Rollenmodell für Jugendliche hochstilisiert wird. Und anderswo werden Leute in Posten gehievt oder befördert, die «Ethik» nicht nur nicht buchstabieren, sondern sich darunter auch nichts vorstellen können.

So sind wir tagtäglich mit einer Welt konfrontiert, in welcher nicht die Kompetenz und Leistung den einzelnen Menschen belohnen, sondern völlig

willkürliche Eigenschaften zum Erfolg verhelfen. Dummheit ist dabei erstes Gebot. Aber auch Unanständigkeit lohnt sich. Ebenso die physische Erscheinung. Diese stellt sogar eine eigene Wertekala durch chronische Überbe-lohnung dar. Es wird also genau das belohnt, wofür die Menschen am wenigsten können. «Lookism» ist die neue «Religion der Undankbarkeit» (Sloterdijk) und weltweit im Vormarsch. Im Vergleich dazu war der französische Feudalismus geradezu demokratisch.

Kein Wunder, gibt es gegenüber solch menschlichem Widersinn oft Neid und schliesslich Hass. Denn in einem Wettbewerb, der sich zwischen dummen, schönen, jungen und unanständigen «People» und «Leuten mit Gesichtern, die nichts einbringen» (Sloterdijk) abspielt, geht die breite Masse immer leer aus und – was schlimmer ist – sie kann sich an «nichts» orientieren. Das kriert Frustrationen. Im persönlichen Bereich finden diese dann ein Ventil in einem widerwärtigen Neid, der dem Nachbarn sogar die Ergänzungsleistungen für das leukämiekranke Kind missgönnt.

Im politischen Bereich sehen wir dann den völlig irrwitzigen Vandalismus gegen die noch wenigen bestehenden öffentlichen Räume. Hier

lohnt es sich, etwas zu verändern. Denn die Gier- und Neidkultur unserer Gesellschaft ist es, welche dem ausgeprägten Normenbewusstsein, dem Respekt vor unveräusserlichen Personenrechten bei einer gleichzeitig entspannten antiautoritären, aber nicht beliebigen Moral im Wege steht. Es ist höchste Zeit, nicht die Gier und den Neid, sondern die Leistung und die Kompetenz zu fördern. Vielleicht kann ich dann auch wieder mit ehemaligen Studienkollegen gemeinsam den Erfolg als Ansporn zur Nachahmung feiern, statt mich von kleingeistigen Wadenbeissern belästigen lassen zu müssen.

Regula Stämpfli Bern/Brüssel, Politologin, Dozentin, Buchautorin, Mutter von drei Söhnen. www.regulastaempfli.ch

Die Chorknaben am Lötschberg

Neuer SBB-Fahrplan Die eigentlichen Gewinner sind die Walliser



MARTIN MOSER

Mit aller Vehemenz setzte sich die Berner Politik zu Beginn der Neunzigerjahre für ihren Tunnel ein. Unter Führung ihres damaligen politischen Dirigenten Adolf Ogi und im Chor mit den Wallisern und Westschweizern beharrte sie darauf, dass der Lötschberg-Basistunnel unbedingt im Konzept der Neuen Alpentransversale (Neat) bleiben müsse – aus regionalpolitischen und nicht aus verkehrstechnischen Gründen. Wer den neuen SBB-Fahrplan im Hinblick auf die Eröffnung des Tunnels genau betrachtet, wird bald bemerken: Die Gewinner unter den einstigen Chorknaben sind die Walliser. Die Welschen haben vom Lötschbergtunnel gar nichts, sie sind nicht eine Minute schneller zum Shopping in der Mailänder Innenstadt als bisher. Die eigentlichen Verlierer sind die Berner Oberländer. Sie haben sich gegen die starke Tourismusregion Wallis zu behaupten – jetzt allerdings mit deutlich schlechteren Karten. Berns touristisches Epizentrum, die Jungfrauregion, rückt zwar etwas näher an Zürich und Basel, der Zeitgewinn liegt allerdings im Minutenbereich und ist darum vernachlässigbar. Kommt dazu, dass Zürcher auf dem Weg ins Oberland in Bern umsteigen müssen. Nach Brig aber gehts direkt und dank der 70 Minuten kürzeren Fahrzeit von Zürich und Basel wesentlich schneller als bisher. Die Oberwalliser Metropole liegt künftig gar eine halbe Stunde näher bei Bern als der traditionelle Oberländer Ferienort Grindelwald. Und Ogis Kandersteg? Das heutige Tor in den Süden wird sich gewaltig anstrengen müssen, will es den Tourismus halten. Es liegt bald weit abseits des grossen Verkehrsstroms. Ob die Kandersteger ihrem Bundesrat für den neuen Tunnel einst ein Denkmal setzen werden, ist darum mehr als fraglich.

martin.moser@azag.ch